In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 46. Posen, den 24. Februar 1929. 3. Jahrg.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Nein, Hanns Herbert. Sieh, in meinem Handtäschchen hier trag ich die zweitausend Mark, die ich mir für meine Aussteuer gespart habe. Manchen lieben Traum hab' ich geträumt, wenn ich an jedem Monatsersten die bestimmte Summe — oder zu Festtagen meine besonderen Geschenke von meinem Geschäft zur Sparkasse trug. Ich hab' mir vieles nicht gegönnt, was sich andere junge Mädchen gönnten. Immer ging ich einfach gekleidet, nie hab' ich genascht, immer spielten meine Gedanken mit dem Heim, dem eigenen Heim, in dem mein Ich, meine Seele leben wollten. Es ist so unzertrennlich von mir — das eigene Heim. Das darfst du mir nicht nehmen.“

„Aber Hedwig —“ er klopfte mit seinem Spazierstock ungeduldig das Pflaster — „wer spricht denn von nehmen? Sicherlich werden wir später ein eigenes Heim haben. Auch mein Wunsch geht dahin. Aber ich kann doch die Bitte meiner Mutter nicht einfach schroff abschlagen!“

„Schroff? Nein. Aber sie wird es einsehen, wenn du es ihr klar machst —“

„Hedwig, sie hat mich erst eben darum gebeten. Sie würde sich zurückgesetzt, beiseitegeschoben fühlen. Meine Mutter ist zweiundsechzig Jahre alt und nicht eine von den Gesündesten.“

Hedwigs Blicke senkten sich zu Boden. Ihr Gesicht war sehr ernst geworden.

„Hanns Herbert, ich verstehe, daß du auf deine Mutter Rücksicht nehmen willst. Gewiß. Aber ich soll deine Frau werden . . .“

„Kind, so nimmt doch um Gottes willen nicht alles so schwer! Es wird sich schon ein Ausweg finden.“

Wieder trafen ihn ihre forschenden Blicke.

„Ein Ausweg? Hanns . . . ich glaubte . . . wir wollten schon heut die Möbel wählen . . .“

„Kindchen . . .“ Er verstummte vor den bittenden Augen Hedwigs. „Es geht heut' nicht,“ sagte er endlich stockend. „Sieh' es doch ein, ich kann doch heut nicht zu meiner Mutter sagen: wir haben uns die Einrichtung gekauft. Das muß sie ja als einen Schlag ins Gesicht empfinden!“

„Und — ich?“ bettelte Hedwig leise. „Mein Herzenswunsch? Mein Traum —“

Unwirsch hieb er mit dem Stock durch die Luft.

„Komm, Hedwig. Wir wollen vernünftig sein. Genügt es dir nicht, daß ich dich liebe, daß wir bald Mann und Frau sind?“

Hedwigs Augenlider zuckten. Aber sie beherrschte sich, sie weinte nicht. Stumm wandte sie sich ab von dem Schaufenster des Kaufhauses und folgte Hanns Herbert. Wortlos schritten sie nebeneinander bis zur nächsten Ecke. Die Kirche auf dem Lindenplatz schlug drei.

Befangen reichte er ihr die Hand.

„Ich muß ins Geschäft, Kindchen. Sei nicht so traurig. Mach' es mir nicht so schwer. Ueberleg' es dir. Um meinetwillen! Und wir sprechen dann noch darüber.“

Leicht legte Hedwig ihre Hand in die seine. Ihre Finger waren heiß und zitterten.

„Leb' wohl, Hanns Herbert.“

„Wann seh' ich dich wieder?“

„Ich . . .“ Ihre Lippen bebten. „Ich weiß nicht.“

„Hedwig. Sei nicht trotzig.“

„Ich . . . bin nicht trotzig, Hanns Herbert. Es tut mir nur so weh.“

Er suchte nach tröstenden Worten, aber er fand keine. Noch einmal drückte er ihre Hand in der seinen. Dann ließ er sie los, setzte den Hut wieder auf und wandte sich mit einem ungewissen Blick ab.

Die Hand des Schicksals.

„Sieben . . . zwölf . . . zwanzig . . .“

Der kleine Rechner am Fenstertisch verstummte.

„Nanu? Das stimmt schon wieder nicht! — Mutter, Rechnen ist eklig!“

Frau Martha Mayland wirtschaftete am Küchenherd. Ferdi, der Zwölfjährige, trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Arbeitstischchen.

„Paß doch auf! Dann wird's schon gehen. Oder warte, bis wir gegessen haben.“

„Nee, Mutter. Nachher will ich mit Karl Schulze ins Rosenholz.“

„Immer mit dem Karl Schulze! — Ich mag ihn nicht! — Er ist so vorlaut.“

Ferdi Mayland sah seine Mutter entrüstet an. Sein blonder Schopf stand borstig in die Höhe.

„Na weißte, Mutter! Karle Schulze is unser Erster. Der versteht was.“ Er beugte sich wieder über sein Schulheft. „Sieben . . . zwölf . . . einundzwanzig . . . aha! Jetzt hab' ich den Bock!“ Er kritzelte das Ergebnis unter die Aufgabe. Dann schnüffelte er den Küchendunst ein. „Du, Mutter, was gibt's denn eigentlich heut mittag?“

„Nudelsuppe und Rindfleisch.“

„Rindfleisch? Aeh!“

„Sei du nur zufrieden, wenn du dein Leben lang immer Rindfleisch zu essen hast!“ warnte Frau Mayland und sah nach der Uhr. „Gleich zwei! — Mach, Ferdi, hilf mir mal den Tisch decken. Vater wird gleich da sein.“

Ferdi schlackste sich vom Stuhl und bequemte sich gnädig, Teller und Bestecke in die Vorderstube zu tragen. Er pfiff dabei gell durch seine Zahnlücke, auf die er sehr stolz war.

Unterdes strömte mit den Scharen der Angestellten, die den Vorzug des früheren Sonnabendschlusses besaßen, auch Hedwig Mayland durch die Hauptverkehrsstraßen der elterlichen Wohnung zu. Müde und blaß sah sie aus. Ihr sonst so flotter Gang war zögernd und unsicher. Ihre Blicke streiften dann und wann scheu die Schaufenster. Zuweilen blickte sie nach dem Außenfach ihrer lackledernen Handtasche, da steckte ein Brief Hanns Herberts. Er schrieb ihr, daß bei einer neuen Unterredung die Mutter darauf bestanden habe, ihre Kinder bei sich zu sehen.

„Ich kann mich den Beweggründen meiner Mutter nicht verschließen," erklärte er. „Wir sind jung, wir haben die Zukunft vor uns. Wir müssen dem Alter Verehrung und Liebe entgegenbringen — und auch ein klein wenig Entsagung, wenn es das von uns fordert!"

Hedwigs Brust hob sich schwer im Vorwärtsschreiten. Sie verhielt den Schritt wieder vor einem Warenhaus, dessen eines Schaufenster neue Küchenmöbel zu lockend niedrigen Preisen und eine Puppe in Hausfrauentracht zeigte. Wie eine ertappte Diebin schlich sie fort, als eine ältere Frau sie verständnisvoll anlächelte.

Kurz vor ihrem Hauseingang sah sie vor sich einen Mann in etwas schwankendem Gang. Unter dem linken Arm trug er eine Ledertasche, der rechte hing schlaff herab. Zuerst glaubte sie, einen Betrunkenen zu sehen, dann erkannte sie Haltung und Anzug . . . das war ja ihr Vater! Erstaunt hielt sie an. Wie kam der nüchterne Mann zu diesem taumelnden Gang?

Sie ließ ihr vor sich hergehen und folgte ihm langsamer ins Haus. Er schloß droben die Tür, und sie hörte deutlich, wie er nach der Klinke tastete. Mit unbehaglichem Gefühl folgte sie ihm.

Als sie in den Flur trat, bot sich ihr ein eigentümlicher Anblick.

Auf der Schwelle der Stube stand ihr Bruder Ferdi mit offenem Mund. Im Rahmen der Küchentür, die gefüllte Schüssel in beiden Händen, das Gesicht noch rot vom Kochen, mit erschrocken geweiteten Augen, wartete die Mutter. Mitten im Flur, gegen die Mutter gekehrt, verharrte der alte Mayland, den Hut auf dem Kopf, die Ledertasche in der Hand, mit fahlem Gesicht. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Jetzt wandte er sich der eintretenden Tochter zu.

„Da seid ihr ja alle," sagte er ein wenig lallend. Dann, als fühle er seine Unsicherheit, schleuderte er die Ledertasche beiseite und warf den Hut auf den Nagel. Mit einem Ruck schob er die Hände in die Jackentaschen.

„Was ist dir denn, Vater?" fragte Frau Mayland. Die Schüssel in ihren Händen wurde ihr zu heiß; sie stellte sie auf den Küchentisch, wischte sich die Hände an der Schürze ab und trat wieder auf den Flur. „Was hast du denn?"

Hedwig trug Hut, Jacke und Handtasche in ihr Zimmer und kam schnell zurück.

„Ist dir nicht gut, Vater?"

„Gut?"

Er lachte.

„Na, aber Vater!" rief Frau Mayland. Sie schob ihn an den Schultern in die Stube. Er stolperte an der Schwelle, aber er wehrte sich nicht. Hedwig sah, daß seine Knie zitterten.

„Ist dir etwas geschehen, Vater?" drängte Hedwig.

Er blinzelte sie an. Seine Augen waren rot.

„Mir? — Nein."

„Mein Gott, du bist so sonderbar!" Frau Mayland schüttelte den Kopf, stützte die Hände in die Hüften und warf die Lippen auf. Das tat sie immer, wenn sie sich ärgerte. „So rede doch endlich."

„Was soll ich darüber noch lange reden?" Mayland strich mit der Hand über den weißgedeckten Eßtisch. „Hanke ist zahlungsunfähig."

„Was? Frau Martas Stimme klang hell und scharf. „Na — und?"

„Na, und! — Frag' doch nicht so! — Du weißt es ja."

Hedwig trat näher heran.

„Er kann nichts zahlen? Gar nichts?"

„Fünftausend Mark Schulden hat er."

„Und du hast bei der Genossenschaftsbank —"

„Für zweitausend Mark gebürgt. Ja."

Frau Marta begann zu weinen.

„Na, ich sag's ja! Da haben wir's ja! Ich hab' dich gleich gewarnt! Man soll kein Geld verleihen —"

„Dummes Zeug! Ich hab' kein Geld verliehen —"

„Aber gutgesagt hast du! Das tut man nicht — in solcher Zeit — wo alles schief geht. Was denn nun? Wir haben doch alles verloren in den letzten schweren Jahren — und meine Wirtschaft geb' ich nicht her, das sag' ich dir!"

„Vater!" rief Ferdi. „Wenn Hanke nicht zahlt, muß er den Offenbarungseid leisten! Das weiß ich von Karle Schulze, dem sein Vater ist Schlächtermeister, und der hat schon dreimal Pleite gemacht!"

„Und was wird nun?" zürnte Frau Marta. „Wir kommen schon so kaum mit deinem Gehalt aus. Sollst du nun etwa gar noch für den Betrüger bei der Bank abzahlen? — Wie? — Macht man dich haftbar?"

Mayland sah gehetzt und böse unter den buschigen Brauen seine Frau an.

„Ja. Man macht mich haftbar."

„Wie kommen denn die Menschen dazu —"

„Das verstehst du nicht. Ich habe gutgesagt. Das heißt, ich hafte. Da wäscht mich kein Regen ab."

„Und wir können hungern!"

„Uebertreib' doch nicht!"

„Wir haben immer geknappst und geknappst! Und nun, wo es etwas besser ging —"

„Ist doch nicht meine Schuld."

„Gewiß ist das deine Schuld! Du hättest eben vorher an Frau und Kinder denken sollen —"

Bebend legte Hedwig die Hand auf den Arm der Mutter.

„So reg' dich doch nicht auf, Mutter! Vater hat doch nichts Unrechtes getan — er hat ihm helfen wollen!"

„Ach was!" Frau Mayland wischte sich mit der Schürze die Augen. „Und das Essen wird auch kalt." Sie kehrte ihrem Mann gereizt den Rücken und ging hinaus. Beklommen setzte sich Hedwig an den Tisch, beugte sich vor und strich ihrem Vater über den Aermel.

„Mutter meint es ja nicht so."

Mayland saß vornüber geneigt. Er sah alt und verfallen aus; um den Mund grub sich ein bitterer Zug.

Frau Mayland kam mit der Schüssel herein und schöpfte verbissen mit der Füllkelle die vier Teller voll. Die beiden Frauen löffelten ohne Eßlust; Mayland sah das Essen gar nicht an; nur Ferdi griff, wie immer, ordentlich zu.

Am Fenster zwitscherte ein Vogel vorüber, und der Wind hauchte Frühlingsluft herein. Hedwigs lose Härchen an den Schläfen zitterten.

(Fortsetzung folgt.)

Knut Hamsun:

Warten müssen . . .

Nichts schöner, als das erstemal
Zu warten und zu küssen.
Wohl warte ich mit Freuden noch
Und hoffe auf sein Kommen; doch —
Nichts schöner, als das erstemal
Vor ihm erröten müssen.

Das erstemal auf weichem Gras
Und beim Wacholderbaume!
Doch später häufig für und für
Im Dunkel'n bei verschlossner Tür.
Doch schöner war's auf weichem Gras
Im ersten Herzenstraume.

Wohl wart ich auch heut nacht auf ihn
Und schmück mich zum Empfange.
Ich kenne seine Küsse gut
Und jeden Griff auch, den er tut.
Wohl wart ich auch heut nacht auf ihn,
Doch ach, so bitter lange.

Mein Freund, ich fürchte, daß du jetzt
Mit einer andern plauderst.
Ja geh, mein Freund, und folge ihr,
Ich lege mich, ja danke dir . . .
Doch, nein, du quälst zu Tode mich,
Weil du so lange zauderst.

*

Der Enkel.

Skizze zum Volkstrauertag (24. Februar)

Von Hermann Lex. (Nachdruck verboten.)

Der ehemalige Generalleutnant von Egon saß allein in dem hohen, luftigen Zimmer seines Landhauses und sah in den erwachenden Morgen des einen nahenden Frühling ankündenden Februartages hinein.

Von der schmal-hohen, alten Kinzinguhr, einem kostbaren Erbstück vom Urgroßvater, klangen neun langgezogene, silberne Schläge, und das Glockenspiel sang leise hinterher die Melodie von „Lobe den Herrn".

Der Generalleutnant sah auf. In seinem vergrämten Gesicht stand es heute noch leidschwerer als sonst. Kein Wunder auch. Heute vor elf Jahren, im Februar 1918, starb der letzte ihm noch von vier Söhnen Gebliebene den Opfertod für sein Vaterland, dem Beispiel seiner Brüder folgend.

Vergebens hatte der General dann eine Kugel gesucht, für ihn war keine gegossen. Und so mußte er sein Leid tragen, allein tragen; denn seine teure Frau hatte ihn schon kurz nach der Geburt seines Jüngsten für immer verlassen und war heimgegangen in eine bessere Welt. Zu diesem Leid, das nur ihn anging und von ihm durchgelitten werden mußte, kam dann die Trauer, der Schmerz über den Zusammenbruch seines Vaterlandes. Um nichts, für nichts hatten also seine vier Söhne ihr Blut dahingegeben, hatte er viermal das Schmerzensschwert der Todesnachricht sich ins Herz bohren lassen müssen, leerer Wahn waren heute Vaterland, Pflicht, Ehre für viele seines Volkes geworden . . .

Da sollte man nicht verbittern? So hatte sich denn Generalleutnant von Egon nach erhaltenem Abschied hier das kleine Landhaus gekauft, um in der Abgeschiedenheit zu vergessen. Die Blumen des Gartens und ein treuer Bernhardiner waren seine Lieblinge geworden. Eine entfernte ältere Verwandte führte ihm den Haushalt.

Und doch wurde es kein rechter, stiller Lebensabend. Der Schmerz um die Söhne, um Vaterland und Ehre fraß und fraß; und dann schattete immer und immer wieder herauf, was er vergessen wollte, vergessen mußte . . .

Heute, da ihm das Leid um den Jüngsten so zusetzte, kam es ihn besonders hart an: Ach, hätte er doch seine Tochter um sich. Allein, das durfte nicht sein.

Konnte er, der altpreußische Offizier von untadeligstem Ansehen, es mit seiner Ehre vor sich, vor anderen, vor den gefallenen Söhnen verantworten, daß er diese Tochter, die, vier Jahre vor dem Kriege nach England verheiratet, ihm bei Ausbruch des Krieges geschrieben, daß „sie Tag und Nacht darum bitte, daß Gott ihrem stolzen britischen Vaterlande, für das ihr Mann als Offizier kämpfte, den gerechten Sieg verleihe über Deutschland, das heilige Verträge gleich Papierfetzen achte", nachdem sie durch den Krieg Witwe geworden, zu sich nähme?!

Als sie ihn 1920 darum gebeten, nach England zu kommen in ihr sicheres Heim, hatte er kurz abgelehnt. Den nächsten Brief, in dem sie von Heimweh nach Deutschland sprach, ließ er unbeantwortet. Nur das Bild seines Enkels, das sie mitgeschickt, trug er sorgsam verhüllt auf seinem Herzen, holte es in stillen Stunden heraus und betrachtete es länger. Der Enkel Georg glich seinem jüngsten gefallenen Wilhelm wie aus dem Gesicht geschnitten . . .

Bitter drängte sich die Erinnerung an Generalleutnant von Egon heran. Länger hielt er es in dem Zimmer nicht mehr aus. Wie Skorpionen peitschte der Schmerz in sein Herz, und er mußte stille halten. Er wollte hinunter in den Garten gehen.

Da klinkte unten jemand das Tor auf. Egon sah einen schmucken Burschen leichtfüßig im Hausportal verschwinden.

Die Schelle läutete. Ehe noch Dortchen, die treue Hausmutter, öffnen konnte, hatte schon der Generalleutnant dies selbst getan.

Da schlangen sich zwei Knabenarme um seine Brust. „Großvater, Großvater, sieh, ich bin's, dein Enkel! Laß uns zu dir kommen!"

Da konnte der Generalleutnant sich nicht mehr halten. Wortlos zog er das junge, warme Blut an sich. Streichelte sein Haupt und küßte den Enkel.

„Stillgestanden!" kommandierte er dann.

Gerade gewachsen, blond, leuchtenden Auges stand da vor ihm der Enkel, bittend, lächelnd.

„Herzlich willkommen," sagte der Alte, und führte den Jungen ins Zimmer.

Eine Stunde später fuhren Großvater und Enkel zur Stadt, die Mutter, die dort bangend wartete, heimzuholen.

Rund um die Höflichkeit.

Lustige Anekdoten.

Der kleine Peter wurde von seinem Vater ständig ermahnt, bescheiden und zuvorkommend zu sein. Er war infolgedessen ein sehr höflicher Junge. „Nun, Peterchen, möchtest du wohl noch ein Stück Kuchen?" fragte ihn einst die gute Tante, bei der er zu Besuch weilte. „Ich danke, liebe Tante!" erwiderte Peter. „Du leidest wohl an Appetitlosigkeit?" fragte die Tante besorgt. Peter, väterlicher Ermahnung eingedenk, sprach die geflügelten Worte: „Nein, an Höflichkeit, liebe Tante!"

*

Als Peterchen noch kleiner war, war er es schon gewohnt geworden, alle Bekannten höflich zu grüßen. Eines Tages zog er zum Erstaunen des Vaters sein Mützchen plötzlich auf menschenleerer Straße. Gefragt, wem denn der Gruß gelte, zeigte er stolz auf einen Pudel, der vorbeitrottete, und sagte eifrig:

„Den Wau kenn' ich!"

*

Peter hatte noch eine andere Tante. Die war sehr geizig. Einmal trug er dieser Dame ein Köfferchen zur Bahn. Sie schenkte ihm dafür einen polnischen Groschen, den er erstaunt betrachtete. Die Tante fragte aber mit leisem Vorwurf in der Stimme: „Nun, was sagt ein höflicher Junge, wenn er von seiner Tante ein Geschenk bekommt?"

„Ich bin zu höflich, liebe Tante, um dir das zu sagen," erwiderte der Knirps.

*

Einmal war Peter bei seinem Schulkameraden Hans zu Gast. Jedesmal, wenn Hansens Mutter in das Spielzimmer kam, sprang Peter hutig auf, und Hans mußte natürlich, wenn auch widerwillig, diesem höflichen Beispiel folgen.

Als die Mutter zum fünften Male gekommen war, war dem Hans die Sache zu dumm geworden. „Sag mal, was soll das heißen?" brummte er, „du glaubst wohl, meine Mutter ist eine Nationalhymne!"

Es ist eine Lust zu leben!

Thomas Sloan in Gutherie, Oklahoma, muß es wissen. Thomas Sloan feiert heute seinen 116. Geburtstag. Wenn Thomas dann sagt, daß die Welt trotz alles doch schön sei, daß es eine Lust sei, zu leben, müssen wir das nicht glauben? Was sagen all die anderen dazu, die unglücklich Verliebten, die Nichtversetzten, die Abgebauten, die Gepfändeten und Gequälten? Sie machen eine müde Handbewegung: „Es ist ein Jammer, dieses Dasein! Es lohnt sich nicht, 116 Jahre alt zu werden!"

Thomas Sloan in Gutherie schüttelt darüber sein weißes Haupt. Auch er gehörte zu den unglücklich Verliebten, den Nichtversetzten, den Abgebauten und Gequälten; er ist darüber 116 Jahre alt geworden und sagt nun doch: „Es ist eine Lust zu leben!" Er war ursprünglich Matrose. Zwei Schiffbrüche auf hoher See hat er mitgemacht. Er kennt das Leben von den Planken aus und von vielen Hafenstädten. Fremde Ufer sah er. Meere. Länder. Frauen. Er hat es darüber bis auf 116 Jahre gebracht und kann noch in diesem Alter ein wenig in seinem Gärtchen vor dem Hause spazieren gehen. Von allen Seiten kommen die Gratulanten herbei und drücken dem Greis die Hand. 116 Jahre! Welch Glück! Welch Unglück! Aber der alte, lebenslustige Mann lächelt: Die Welt ist doch schön!

Die Kleinsiedlung als Waffe gegen den Trunk.

Auf der letzten Jahresversammlung des deutschen Vereins gegen den Alkoholismus (gegen den Mißbrauch geistiger Getränke) wurden bemerkenswerte Vorschläge zur Ausgestaltung und Verbesserung des Arbeitersiedlungswesens vorgebracht. Ein bekannter Praktiker (Sanitätsrat Dr. Bonne, Adendorf bei Lüneburg) führte aus, daß es ganz natürlich sei, daß der durch seine achtstündige Arbeit unter oft denkbar ungünstigen Verhältnissen ermüdete Arbeiter in einer überfüllten 1—2-Zimmerwohnung nicht die Ruhe finden könne, die er braucht, um neue Nervenkraft für den folgenden Tag zu erlangen. Infolgedessen gehe er in die überall zu findenden, gut erwärmten und erleuchteten Lokale — „staatlich konzessionierten Betäubungsanstalten" —, in welchen er mit Hilfe von Alkohol und Tabak seine überreizten Nerven betäube und so sein Elend vergessen könne. Auf welche Weise man unsere Arbeiterschaft vor dem Trunke bewahrt und solche, die bereits durch das Wohnungselend der Gefahr der Trunksucht und all ihren Folgen verfallen waren, wieder zu ordentlichen, glücklichen Menschen macht, zeigen die Erfahrungen, die Dr. Bonne mit 200 von ihm angelegten Kleinsiedlungen, schmucken Häuschen mit Stall und Garten, gemacht haben will. Das Interesse der Arbeiter an der Ausgestaltung des Eigenheims, ihr Besitzerstolz wird dadurch geweckt, und zugleich erwacht in vielen von ihnen das Bewußtsein, nun nach Möglichkeit auch ihren unglücklichen Standesgenossen aus dem Morast von Not und Schmutz und Laster zu einem glücklichen Leben in einem sonnigen Heim verhelfen zu müssen.

Aufdeckung einer alten Kulturschicht.

Kürzlich gelang es den österreichischen Gelehrten Brodar und Bayer, in der Nähe von Cilli an der Adria ein neues Tor in die älteste Geschichte des Menschen aufzubrechen. Brodar entdeckte bei Ausgrabungen in der Nähe des Berges Olschewa (1950 Meter), der dem Ost-Karavauken-Gebirge angehört, eine alte Kulturschicht. In einer 1700 Meter hoch gelegenen Höhle fanden die Mitglieder der Expedition Reste zugrunde gegangener Tiere, Knochen von Höhlenbären, die auf einen menschlichen Besuch hinweisen. Die Menschen, die vor 25 000 Jahren in dieses Gebiet vorgedrungen waren, sind Jäger gewesen, die hauptsächlich auf Höhlenbären Jagd machten. Die Knochen wurden von den Jägern zu Pfriemen und anderen Werkzeugen verarbeitet. Als ältestes Musikinstrument dürften aber mit zahlreichen kleinen runden Löchern versehene Unterkieferhälften, die als Flöten Verwendung fanden, gelten.

Besonders diese Knochen reden für den Wissenschaftler eine deutliche Sprache und geben Zeugnis über ganz alte Kulturvorgänge. — Die Ausgrabungen, deren bisherige Resultate eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft darstellen, werden nach der Schneeschmelze fortgesetzt werden. Man hofft, auch in dem angrenzenden österreichischen Gebiet interessante Entdeckungen zu machen.

Der erste Präsident der Vereinigten Staaten.

Mr. Seymour Weymyhs Smith, ein bekannter amerikanischer Wirtschaftspolitiker, stellte kürzlich die Behauptung auf, nicht **George Washington** wäre, wie allbekannt, der erste Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, sondern ein Amerikaner schwedischer Herkunft namens **John Hanson**. Für die Richtigkeit seiner Behauptung führt Smith folgende Argumente ins Treffen: John Hanson wurde im November 1781 zum ersten Präsidenten Amerikas gewählt, und zwar auf Grund der heute noch im Original vorliegenden Konföderationsartikel. George Washington, der damals die Kolonialarmeen befehligte, erhielt vom neuernannten Präsidenten eine Dankesurkunde. Im Jahre 1789, also erst acht Jahre nach der Ernennung Hansons, wurde Washington, nachdem die amerikanische Verfassung, „The New Constitution", in allen Einzelheiten ausgearbeitet war, zum Präsidenten des amerikanischen Staates gewählt. Präsident Hanson hat sich während seiner Amtszeit große Verdienste um sein Land erworben, dessen Geschick er mit bemerkenswerter Umsicht leitete. Smith zählt ihn sogar zu den bedeutendsten Männern der amerikanischen Geschichte. Den Bemühungen Hansons verdanken die erste amerikanische privilegierte Bank und die verstaatlichte amerikanische Post ihr Entstehen. — Nun versucht Mr. Smith, Mr. Hanson die ihm gebührende Anerkennung zu verschaffen. Er will an den amerikanischen Senat einen dahinlautenden Antrag stellen.

Gedenktage.

Zum 24. Februar.

Zum 100. Geburtstag Friedrich Spielhagens. Während Theodor Fontane heute noch mit fast allen Werken uns lebendig nahe ist, ja, infolge des Freiwerdens seiner Schriften gerade in diesem Jahre eine noch zunehmende Wirkung in die Breite findet, erscheint uns die Mehrzahl der Romane des gleichzeitig mit ihm schaffenden Spielhagen schon veraltet. Freilich tut man ihm Unrecht, wenn man ihn leichter Hand ablehnt, er hat auch uns noch viel zu sagen, und die Feier seines 100. Geburtstages mag Anlaß geben, um das Urteil über ihn in mancher Beziehung zu revidieren. Friedrich Spielhagen war am 24. Februar 1829 in Magdeburg als Sohn eines Regierungsrates geboren. Seine Jugend verlebte er in Stralsund, studierte in Berlin, Bonn und Greifswald, erst die Rechte, dann Philologie und unterrichtete seit 1854 an einem Leipziger Gymnasium. 1862 ging er nach Berlin, redigierte die „Deutsche Wochenschrift" und von 1878—84 „Westermanns Monatshefte", um sich danach ganz seiner Schriftstellerei zu widmen. Nach den zunächst wenig beachteten Novellen „Klara Vere" (1857) und „Auf der Düne" (1858) brachte ihm der große Roman „Problematische Naturen" (1861) den ersten großen Erfolg. Er eröffnete die Reihe von Gesellschaftsromanen, die das damalige Leben in Deutschland schildern, darunter „In Reih und Glied" (1866), „Hammer und Amboß" (1869), sehr lebendig noch heute: „Sturmflut" (1876), der sich mit dem Spekulantentum der Gründerjahre befaßt. Aus der späteren Produktion sind noch die Romane „Was will das werden?" und „Freigeboren" hervorzuheben. Neben unbedeutenden Dramen stehen beachtenswerte theoretische Schriften („Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" u. a.). Sein Leben schilderte Spielhagen in dem Werk „Finder und Erfinder" 1890. Welche Geltung Spielhagen zu seiner Zeit in der Schriftstellerwelt besaß, erhellt aus einem Ausspruch Oskar Blumenthals in einem Prozeß gegen Spielhagen bzw. gegen die Zeitung, die einen Roman Spielhagens mit einer angeblich unsittlichen Darstellung abdruckte. Seit dem ersten Roman, sagte der „blutige Oskar", seien alle Novellen und Romane Spielhagens ohne eine einzige Ausnahme von den Zeitungsverlegern und Redaktionen ungelesen angenommen und veröffentlicht worden! — Daß Spielhagen auch für die Gegenwart etwas bedeutet, sucht ein kleines Spielhagen-Brevier darzutun, daß Ella Mensch soeben unter dem Titel „Er lebt noch immer!" erscheinen läßt.

Aus unserem Raritätenkasten.

572.

In Abessinien ist das Weib Gebieter. Haus und Hof wird als ihr Eigentum betrachtet; hat sie mit dem Manne Zwistigkeiten, so ist sie berechtigt, ihm die Tür zu weisen.

573.

Das menschliche Auge ist imstande, einen Gegenstand zu erblicken, der den 1600sten Teil eines Quadratzolles einnimmt.

574.

Das Gehirn besteht aus zwei Milliarden Zellen.

575.

Im Jahre 1925 sind in Chikago, das wegen seiner vielen Verbrechen berüchtigt ist, 365 Morde begangen worden. Es kommt also gerade auf jeden Tag des Jahres ein Mord.

576.

In Australien kommen im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes nur zwei Personen auf eine Quadratmeile.

577.

Das Wort „Diamant" ist eine Verstümmelung des griechischen „Adamant", das „unbezwinglich" heißt und auf die Härte des Diamanten hinweist.

578.

Die Lebensdauer einer ohne Unterbrechung kursierenden Silbermünze beträgt etwa 27 Jahre.

579.

Um einen Schnellzug zum Stehen zu bringen, ist mehr als die doppelte Kraft nötig, die gebraucht wird, um ihn in Bewegung zu setzen.

580.

In den arktischen Regionen ist die Luft ein so vorzüglicher Sprachleiter, daß sich zwei Menschen auf die Entfernung einer Meile gut durch die Sprache verständigen können.

581.

Die Chinesen erfanden schon 120 v. Chr. die Herstellung des Papiers.

582.

Die Bücherregale des Britischen Museums messen aneinandergereiht 32 englische Meilen.

583.

Bei den Ugandanegern werden aus den Blättern der Bananenstaude Wiegen, Schüsseln, Teller, Töpfe, Bindfaden, Kissen und noch vieles mehr hergestellt.

584.

Nach der Statistik werden im Jahre 24 000 Erdbeben registriert, so daß 66 Erdbeben auf jeden Tag kommen. Die meisten indessen werden nur durch den Seismograph gemeldet, und die größten finden in ihrer Mehrzahl in der See oder in unbewohnten Gegenden statt. Im übrigen haben sich die Schadensziffern bei Erdbeben außerordentlich erhöht. Bei dem Erdbeben in Neapel 1857 kamen 12 000 Menschen ums Leben, 1908 in Messina 130 000 und 1923 in Tokio 400 000 Menschen. Ebenso hat sich der angerichtete Sachschaden, der 1902 bei dem Erdbeben von Martinique noch etwa 200 Millionen betrug, vermehrt auf 20 Milliarden Goldmark bei dem letzten japanischen Erdbeben.

585.

An Orten, wo man viele Korkbearbeitungsfabriken hat, häufen sich die Abfälle so an, daß es sogar lohnt, Gas daraus herzustellen, wobei natürlich auch die üblichen Nebenprodukte der trockenen Destillation gewonnen werden: Korkteer, Methylalkohol, Essigsäure, Ammoniak, schließlich Korkkohle.

586.

Die Hautfarbe der Eskimos ist bis zum zweiten Lebensjahr weiß.

587.

Eine Dampfpferdekraft erfordert jährlich etwa 400 Zentner Kohlen.

588.

Die Magnetnadel zeigt nicht immer nach Norden, sie schwankt vielmehr, und diese Schwankungen vollziehen sich innerhalb einer Periode von 952 Jahren.

Fröhliche Ecke.

Lieber nicht. Herr Pinke befindet sich mit Herrn Penke auf einem Ball. Vorbei tanzt ein entzückendes junges Mädchen.

„Die kenn ick!" sagt Penke.

Pinke ist begeistert. „Willst du mich der Dame nicht vorstellen?"

„Nee, nee," sagt Penke, „det ist die Photographin, die auf'm Präsidium die Aufnahmen für's Verbrecheralbum macht!"

Er wartet. Zu später Stunde steht am Marienplatz ein Mann vor einem Haus mit einem Torschlüssel in der Hand. Nachdem er aber keine Miene macht, aufzusperren, wird er von einem Polizisten zur Rede gestellt, was er mit dem Schlüssel wolle. „Ja," antwortet der Mann, „i hab g'hört, daß sich die Erde dreht, und da wart i halt, bis mei Haus kommt."

Wie die Alten sungen . . . Lottchen und Fritz spielen Ehe. Lottchen fragt Fritz: „Und was machen wir nun?"

Fritz schreit sie an: „Du scherst dich ins Haus und kümmerst dich um die Kinder, und ich mache indessen eine Fahrt im Auto."